

NOCH EINMAL NACH BÄRENLAND

*Vor zehn Jahren glaubten die weitgereisten Heide und Erich Wilts, endlich ihr Paradies gefunden zu haben: **ALASKA**. Nun kehrten sie sehr gespannt zurück: Haben Industrie und Yachttourismus das Ziel ihrer Träume verändert?*

Begegnung in freier Wildbahn: In Geographic Harbor kommen die Segler den Raubtieren nahe. Das ist nicht ohne Risiko, doch die Bären zeigen an Zweibeinern aus Deutschland kein Interesse





Die Aleuten-Insel Adak ist eine kaum noch besiedelte einstige Militärbasis (o.). In Dutch Harbor kommt ein Weißkopfadler an Bord (r.). Guten Segelwind gibt es hier nicht oft



YACHT-Autorin Heide Wilts erkundet die Insel Atka, die „Freydis“ liegt einsam vor Anker

Endlich schließt sich der Kreis, sehr viel später als geplant. Wir nehmen Kurs auf Alaska, unser Sehnsuchtsziel, diesen so unwirtlichen wie kostbaren Teil der Erde. Seit unserem letzten Alaska-Besuch sind sieben Jahre vergangen, drei Jahre hatte der Aufenthalt im Revier damals gedauert. Der wild-natürliche US-Bundesstaat ganz im Nordwesten hat uns seither nicht mehr losgelassen.

Wir waren schon 2011 wieder auf dem Weg dorthin gewesen, aber nicht angekommen. Der Tsunami in Japan hatte uns das Schiff genommen. Und nun, nach all den dramatischen Ereignissen, kommt vor dem Bug der neuen „Freydis“ die Aleuten-Kette in Sicht. Die Inseln gehören zu Alaska, das Ziel ist nah. Ein erhebendes Gefühl nach allem, was geschehen ist.

Vor allem aber sind wir voller Neugier, was uns erwartet. Wie wird es sein? Sieben Jahre sind eine lange Zeit, da kann sich viel verändern. Die Natur zum Beispiel, der Klimawandel wirkt sich ganz erheblich aus in diesen Breiten. Was ist mit den Bewohnern, die uns so nah und seelenverwandt waren seinerzeit? Es kann auch sein, dass Teile der

großen Naturparks wegen des zunehmenden Tourismus gesperrt sind und wir Buchten und Orte, die wir damals aufsuchten, nun nicht mehr anlaufen dürfen. Binnen drei Jahren hatten wir nur ein halbes Dutzend Yachten getroffen, aber heute? Es war unser Paradies damals, Einsamkeit, Natur und Wildnis, aber das galt sehr viel früher auch zum Beispiel für die Karibik, die die Pioniere des Blauwassersegelns ein paar Jahre später schon kaum wiedererkannten: Der willkommene Gast war zum gesichtslosen Massentouristen verkommen, zum Wirtschaftsfaktor. Würde ein ähnliches Schicksal mittlerweile auch Alaska ereilt haben?

Wir waren gespannt, auch skeptisch. Bereits in Hokkaido, in Japan, hatten wir Kontakt zu drei Yachten aus Europa mit dem Ziel Alaska. Inzwischen hat es sich wohl herumgesprochen, dass es ein tolles Segelrevier ist.

Die Vorboten unseres Paradieses geben neben der oft überirdischen Schönheit ihrer vergletscherten Vulkane auch Zeugnis von der Hölle. Von Attu bis Dutch Harbor auf der Insel Unalaska befindet sich eine Inselwelt, die im Zweiten Weltkrieg Schauplatz

schwerer Kämpfe war. Giftmüll, Sprengfallen, Schrott und Munition gefährden ahnungslose Besucher bis heute. Eine der Inseln ist gar durch Atomversuche verseucht, andere sind immer noch militärisches Sperrgebiet. Wir empfinden die Inseln als geschändete Wildnis, grotesk und abstoßend. Für Segler kommt erschwerend hinzu, dass Revierinformationen spärlich sind.

Ab Dutch Harbor aber, Einklarierungshafen für den Westteil des Golfs von Alaska, weicht das Bedrückende. Dort liegen wir an unserem alten Liegeplatz im Small Boat Harbor mit Sicht auf die blauen Wellblechhallen der geschäftigen Fischverarbeitungsanlage. Ihre Kühlaggregate laufen rund um die Uhr, entsprechend laut ist es auch nachts. Dafür bekommen wir dort Internet-Anschluss, und zu den beiden Supermärkten im Ort ist es nicht weit. Es mögen ein paar Yachten mehr hier liegen als früher, aber es sind doch nur wenige, kein halbes Dutzend zugleich. Und sie bleiben nicht lang, die meisten werden nicht, wie wir, in Kodiak überwintern.

Überall lungern Seeadler herum, sogar auf unserem Deckshaus haben sie Posten bezogen. Die wahren geflügelten Herrscher des Hafens sind aber die Krähen, die auf al-

len Booten stöbern und herumstolzieren, als seien sie die rechtmäßigen Eigner.

Beim Beerenpflücken komme ich ins Gespräch mit einer jungen Familie aus dem Volk der Unangan. Sie stammen aus St. Paul, einer der Pribilof-Inseln im Beringmeer. Ich frage, ob sie hier Verwandte besuchen. „Nein, wir sind nur Touristen“, lächelt die Frau. „Wir schauen uns ein paar Tage auf den Inseln um.“ Touristen! Aber als Indiz für Besucherströme taugen sie nicht. Das hält sich hier alles nach wie vor in engen Grenzen. Abgesehen von den Saisonarbeitern aus sämtlicher Herren Länder, die in der Fischerei und in den Fischverarbeitungsanlagen jobben, entdecken wir lediglich ein paar Rucksacktouristen und Wissenschaftler, die für kurze Zeit mit der Fähre oder dem Flieger aus Anchorage anreisen.

Unsere nächstes Ziel ist die 60 Meilen entfernte Insel Akutan. Wir wählen die nördliche Route, bleiben also im Beringmeer, wo uns bis zuletzt Starkwind um die Ohren pfeift.

Und dann sind wir total überrascht: Denn was sich uns im Inneren des angesteuerten Fjords offenbart, ist alles andere als eine idyl-

lische Eskimo-Siedlung am Ende der Welt – hinter einer langen, hohen Kaimauer, an der wir gerade noch vor Dunkelheit festmachen, thronen riesige, hell erleuchtete Werkshallen und wahre Gebirge aus Containern. Tatsächlich sind wir an der mit über 1000 Angestellten größten Fischverarbeitungsanlage ganz Nordamerikas gelandet.

Es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen von Schleppern, Schuten, Containerschiffen und Fischdampfern. An der Pier müssen wir die „Freydis“ hin- und her verholten und fühlen uns wie ein Zwerg unter Riesen. Und dann ist für die nächsten zwei

NICHT NUR HIMMLISCH: DIE INSELN GEBEN AUCH ZEUGNIS VON DER HÖLLE

Tage auch noch schwerer Sturm angesagt. Der Manager hat ein Herz und erlaubt uns, im Schutz der hohen Pier liegenzubleiben. Dort wird sie geradezu paniert mit Zementstaub, und ein riesiger Kran greift sich wie eine Monsterkrabbe von früh bis spät Container. Von wegen, Paradies.

Aber nur ein paar hundert Meter fjordauswärts sieht die Welt ganz anders aus. Das kleine, abgeschiedene Dorf Akutan bietet das absolute Kontrastprogramm: ein verschlafenes Nest für 89 Bewohnern, alles Aleuten, unter deren Vorfahren sich meist Russen und Skandinavier gemischt haben. Es hat ein orthodoxes Kirchlein, eine Schule und ein kleines Hospital, das seit vielen Jahren von einer erfahrenen Krankenschwester geleitet wird. Sie liebe ihren Beruf und die Menschen hier, sagt sie. Als problematisch empfinde sie nur den ausgeprägten Hang zum Alkohol. 80 Prozent der Bevölkerung sei abhängig, die Schwester meint, das sei durchaus typisch für derartige Dörfer, in denen viele Arbeitslose leben, die sich in dem aktiven, hochtechnisierten Umfeld unsicher, unnützlich und unverstanden fühlen.



Nikolski kommt in Sicht, eine von wenigen Dutzend Menschen besiedelte Aleuten-Insel

NERVTÖTENDE BOLZEREI DURCH DIE ABWINDE DER VULKANE

Manche Einwohner lehnen deshalb Weiße ab. Sie wollen nicht, dass wir fotografieren oder mit Jugendlichen sprechen, die in der Schule gerade traditionelle Tänze einüben. Aber diese negative Einstellung tritt offensichtlich umso mehr in den Hintergrund, je weiter wir nach Osten segeln.

Wir verlassen das Beringmeer durch den nur wenige Kabelnängen breiten Akun-Pass. Dazu ist genaues Timing erforderlich wegen starken Tidenstroms – die Fischer haben uns gewarnt: „Ihr habt nur eine halbe Stunde Zeit.“

Wir erreichen den Eingang etwas zu früh: Aus dem Pass laufen uns meterhohe Stromseen entgegen – furchterregend! Nachts oder zur falschen Zeit ein Selbstmordkommando! Zum Glück haben wir schon Tageslicht und können uns am Rande der Stromschnellen entlangmogeln. Die Luken sind geschlossen, am Übergang vom Cockpit ins Deckshaus erschweren Steckschotten den Wassereintritt ins Boot, und die ganze Mannschaft ist angeleint.

Unter doppelt gerefftem Groß prügelt die „Freydis“ anschließend durch die See an

der Südküste der Krenitzin-Inseln entlang, während der Wind immer weiter zulegt. Ein Schlepperkapitän warnt über UKW: „Sobald ihr Tigalda passiert habt, erwarten euch 60 Knoten Wind!“ Wir binden das dritte Reff ein.

Gerade haben wir unsere Sturmfock geborgen, da geht es auch schon los. Mit solcher Macht stürzen sich die Winde auf uns, dass wir fürchten, das Groß könnte aus den Lieken reißen. Aber für einen Wechsel auf das Trysegel ist es zu spät. Die Maschine läuft nun mit. Hoffentlich hält sie durch! Nur mühsam machen wir noch Meilen nach Nordosten gut. Es ist eine nervtötende Bolzerei auch danach, in den stürmischen Abwinden der über 3000 Meter hohen Vulkane Shishaldin, Isanotski und Pogromi.

Ziemlich gebeutelt erreichen wir King Cove. Ein „Einlaufbier“ und ein ausgiebiges Frühstück sorgen für Entspannung, und ein paar ungestörte Stunden Schlaf auch wieder für Lust und Kraft auf neue Abenteuer.

King Cove ist eine kleine Ortschaft ganz am Ende der Alaska-Halbinsel. Wir kennen sie bereits. Hier hat die damalige „Freydis“ ihren zweiten Alaska-Winter hoch und trocken an Land verbracht. Zunächst suchen wir unsere alten Freunde auf, das Eskimo-Ehepaar Buddy und Roxy. Zu unserer Freude finden wir sie gesund und munter. Buddy hat gerade seinen 90. gefeiert. „Was gibt es Neues in King Cove?“, wollen wir wissen.

„Der Lachs ist zurück! Habt ihr den Creek am Ortsende gesehen?“ Und schon sind wir in seinem Wagen unterwegs dorthin: ein ganzer Gebirgsbach voller zappelnder und springender Buckellachse, die nach oben streben zu ihren Laichplätzen. Nach wie vor ein großartiges Schauspiel.

Am nächsten Morgen taucht am Boot Margie Gould auf, eine freundliche Aleutin um die 60. Mit den bunten Perlenketten um ihren Hals, ihrer Schirmmütze, dem Sweat-



Aus dem Ölzeug direkt in den Bach, gespeist aus heißen Quellen (o.). Die „Freydis“ in Dutch Harbor (l.). Geistlicher in einer der zahlreichen orthodoxen Kapellen



shirt, das sie an ihren tätowierten Armen hochgekrempt hat, den Jeans und den hohen Stiefeln macht sie einen kontaktfreudigen, aufgeschlossenen und selbstsicheren Eindruck; sie erscheint uns alles andere als eine typische Unangan zu sein. Ihre Scheu habe sie schon lange abgelegt, sagt sie. Sie freut sich über Besucher und wolle deren Geschichten hören. Im Gegenzug überlässt sie uns ihren Pick-up und lädt uns zum Mittagessen ein. Solche kompromisslose Gastlichkeit ist immer wieder umwerfend.

Bei der Rückkehr zur „Freydis“ liegt ein frischer Lachs im Cockpit. Wie sich später herausstellt, eine Spende des deutschstämmigen Bürgermeisters des Ortes, Henry Mack. Er zeigt uns das Dorf, die Ausstellung der traditionellen Handarbeiten, den Teich, die russisch-orthodoxe Kirche St. Herman. Als wir das letzte Mal hier waren, machte sie einen etwas heruntergekommenen Eindruck. Nun ist sie frisch gestrichen und sieht recht schmuck aus. Der Wagen des Priesters Andrés Trepper hält neben uns. Der Geistliche lädt uns zu einem Rundgang ein. In unseren zwei Tagen in King Cove erfahren wir un-

gläublich viel Herzlichkeit, zu gern würden wir noch bleiben, aber wir müssen weiter.

Günstige Winde schieben uns in die Volcano Bay am Fuß des Vulkans Pavlof. Hier lagen wir schon mehrmals vor Anker – alles ist unverändert, als sei die Zeit stehen geblieben.

Und hier passiert es – der Moment, auf den wir gewartet haben: Bären in freier Wildbahn. Eine Grizzly-Mama mit drei Jungen! Dann kommen noch mehr an die fischreichen Bäche, die hier münden – wir beobachten und staunen stundenlang.

Die Südwestbrise hat sich stabilisiert, für die kommenden Tage ist schönsten Wetter angesagt. Also nutzen wir die Chance, Wetterglück ist hier meist von kurzer Dauer. 400 Meilen sind es bis Geographic Harbor.

Die „Freydis“ läuft wie geschmiert, unter Groß und ausgebaumter Genua rauschen wir mit acht bis neun Knoten durchs Wasser. Selten hatten wir an dieser Küste so gute Bedingungen! Da muss sogar die Chignik-Lagune, eine Hochburg des Lachsfangs, links liegen bleiben, viel zu kostbar ist der herrliche Segelwind. Nach zwei Tagen und zwei Nächten stehen wir am Eingang von Geographic Harbor und ankern dort in einer ge-

schützten Bucht, sehr gespannt darauf, was uns diesmal im Inneren des Fjords erwartet.

Wir steuern unsere kleine, hinter einem hohen Felsen verborgene Lieblingsbucht an. Sie ist so flach, dass wir nur bei Hochwasser und mit aufgehohlem Kiel einlaufen können. Bei Niedrigwasser hatten wir dort stets Bären gesehen – dicht ans Boot kamen sie und gruben Muscheln aus, die sie geschickt mit ihren krallenbesetzten Pranken öffneten, um sie dann auszuschlüpfen. Aber heute tut sich nichts. Merkwürdig.

Sobald die „Freydis“ am nächsten Morgen aufschwimmt, verholen wir sie auf die Sandbank vor der Mündung des Flusses im Endteil des Fjords. Wir wollen gerade zu unserem ersten Landgang aufbrechen, als plötzlich zwei junge Frauen zu Besuch kommen, Naturschützerinnen im Katmai-Nationalpark. Sie verraten uns, wo wir die Bären am besten beobachten können – und wie. Keinesfalls verstecken, sagen sie. Im Gegenteil, die Tiere sollen uns schon von weitem erkennen können. Deshalb sei eine kleine, etwas höher gelegene Insel mitten im Fluss der ideale Ort für unser Vorhaben. Das Risiko, von den Tie-



MIT DER „FREYDIS“ UM DIE WELT

Heide und Erich Wilts, beide 73, zählen zu Deutschlands bekanntesten Weltumseglern. Das Paar mit Wohnsitz in Heidelberg segelt seit fast 50 Jahren gemeinsam. Ihre Reisen mit den roten Stahlyachten namens „Freydis“ –

bevorzugt zu schwer erreichbaren Zielen – wurden vielfach mit Preisen ausgezeichnet.

Eine Zäsur in ihrem Leben bedeutete der Verlust der zweiten „Freydis“ im März 2011 beim

Tsunami in Japan. Statt sich zur Ruhe zu setzen, steckten sie alle Rücklagen in ein drittes Schiff und fuhren im Juli 2012 wieder los. Auf ihrer nunmehr achten Weltreise haben sie im vergangenen Sommer zum zweiten Mal

Alaska erreicht, Fortsetzung folgt in diesem Sommer. Informationen über die Mitsegelgelegenheiten in der kommenden Saison, über das Skipperpaar und seine diversen Veröffentlichungen finden Sie im Internet unter:

www.freydis.de

ren angegriffen zu werden, sei zurzeit gering: Mit Ausnahme weiblicher Exemplare mit ihren Jungen sind Bären zwar Einzelgänger, aber während der Lachswanderungen dulden sie ihre Artgenossen, weil sie nicht durch Streitigkeiten oder Kämpfe vom Fressen abgehalten werden wollen. Sie sind dann weniger aggressiv.

Dieses Paradies müssen wir uns allerdings teilen mit kleinen Touristengruppen, die von den Wasserflugzeugen aus Kodiak für ein kurzes Bär-Gucken herübergefliegen werden, zum stolzen Preis von 500 Dollar pro Person. Aber das Areal ist so groß, dass wir uns nicht ins Gehege kommen.

Auf zum Landgang mit Pfefferspray und allerlei Radau-Gerät und immer mit aufmerksamen Blicken zu allen Seiten. Es fühlt sich an, als befänden wir uns im Bärenland in einem Reservat für Menschen. Einige Tiere sind kaum zehn Meter entfernt! Aber sie haben anderes im Kopf als Zweibeiner aus Deutschland – sie sind völlig fixiert auf den Lachs. Zeitweise bewegen sich 12 bis 15 Grizzlies um uns herum, aber sie beachten uns nicht, als seien wir für sie unsichtbar. Et-

was mulmig ist uns schon beim Anblick der schweren Jungs – sie können über drei Meter hoch und bis 700 Kilogramm schwer werden. Und immer noch: Es sind wilde Tiere.

Wir fotografieren zwei Tage lang um die Wette, aber aus dem tollsten Foto wird nichts. Das Objekt steht plötzlich direkt vor der Kameralinse des versteinerten Skippers. Der war vom Bären im Rausch der Nahrungssuche wohl nicht wahrgenommen worden. Nach Sekunden, die ewig scheinen, dreht der Grizzly ab. Erleichtert atmen wir auf. Plötzlich ist uns das Risiko, das wir hier ein-

HEILE, HEILIGE WELT: ES FÄLLT SCHWER, SICH DAVON ZU LÖSEN

gehen, sehr bewusst. Und doch fühle ich mich wie zurückversetzt in eine von Menschen noch unberührte Welt, in der auch fremdes Leben seinen Wert hat.

Nur 40 Seemeilen entfernt liegt die Uyak Bay, wo wir Freunde haben, die dort als einzige Bewohner auf der kleinen Insel Harvester leben. Vor sieben Jahren haben wir die Familie Fields das letzte Mal gesehen. Auch hier: Alles dreht sich um den Fisch. Duncan, der Hausherr, überreicht uns zur Begrüßung zwei gerade aus den Stellnetzen geholte Rotlache. Unseren Verdauungsschlaf halten wir in der Nähe seines Hauses auf einer Wiese voller Wildblumen.

Die anschließende Wanderung auf der Insel führt durch dichte, grüne Wildnis. Wege gibt es nicht. Es geht den Berg hinauf, Schweiß fließt in Strömen, aber es lohnt sich. Der Blick hinunter auf Wasserwege, Buchten, Fjorde, Inseln ist grandios – die ganze wunderbare Welt zu unseren Füßen.

„Ich habe die Banya für euch angeheizt“, begrüßt uns Duncan am Abend und deutet auf das separate Badehäuschen mit der holzbeheizten russischen Sauna. Da lässt sich



Trockengefallen in Geographic Harbor, wird erst einmal der Rumpfgereinigt (o.), dann kommen die Bären (r.). In der Natur werden auch Flugzeugwracks einfach so entsorgt



keiner lange bitten. Und dann ist es auch schon wieder Zeit zum Abschiednehmen.

Auf dem Weg nach Kodiak City lassen wir uns dicht an der kleinen Felsinsel vor Kap Ugat vorbeitreiben. Sie scheint sich zu bewegen, so viel Leben ist darauf: Stellersche Seelöwen, benannt nach dem deutschen Arzt und Naturforscher Georg Wilhelm Steller. Auch im Wasser davor drängen, brüllen, prusten, rülpfen die Tiere um die Wette.

Und dann durch die Whale Passage, einen schmalen Meeresarm an der Insel Kodiaks. Ein Nadelöhr, größeren Schiffen bleibt nur der Umweg um die Nord- oder Südspitze dieser immerhin zweitgrößten Insel Amerikas. Zum Zwischenstopp für die Nacht laufen wir Port Lions an. Der Hafenmeister erkennt uns prompt wieder, und das nach sieben Jahren! „Yachten kommen so gut wie nie hierher“, erklärt er und knöpft uns ein saftiges Liegegeld ab. Auch im Paradies wird gern kassiert.

Und es ist nicht alles schön. Manche Orte haben keinen echten Kern, die Häuser liegen weit verstreut im Regenwald. Wir überlegen, ob das Zivilisation ist oder Halbwildnis. Schwer zu sagen, jedenfalls kein Ort, an dem wir länger verweilen möchten.

Wir setzen Segel, es lockt der Süden von Spruce Island, einem seit Jahrhunderten von Eremiten besiedelten Gebiet. Die Frage ist nur, ob wir dort anlanden können. Dem Wetter ist nicht zu trauen: Zwar ist die Kaltfront durchgezogen und die Sonne scheint, aber nun bläst ein steifer Südwestwind.

In der Monks Lagoon arbeiten wir uns erst einmal durch einen Kelpteppich in Ufernähe. Dass wir dabei das älteste Schiffswrack überqueren, das je in Alaska gefunden wurde und dass es sich dabei auch noch um die Reste der 1851 in Lübeck gebauten 132-Fuß-Bark „Kadiak“ handelt, erfahren wir erst in Kodiak. Sie sank 1860 direkt vor der kleinen Ufer-Kapelle „Meeting of the Lord“.

Wir ankern auf vier Meter Wassertiefe in Sichtweite der Kapelle. An Land dehnt sich ein endloser Märchenwald, darin immer wieder solche Kapellen, heilige Orte und Behausungen der Eremiten. Welche Wonne, auf den weichen Pfaden zu wandern durch dieses umfassende Smaragdgrün aus uralten moos- und flechtenbewachsenen Sitka-Fichten. Es ist ein alter Weg der Pilger. Tatsächlich mutet die feierliche Stille nach

dem Rauschen der Wellen andächtig an, eine Oase der Ruhe und der Besinnung.

Am Weg liegen kleine, Ballonkuppeln tragende religiöse Bauwerke, von den Eremiten geschaffen oder später zu ihren Ehren errichtet. Mit ihren wertvollen Decken- und Wandgemälden, Dioramen und Ikonen sind sie wahre Schätze antiker Kunst. Mönche des nahen Klosters halten Gebäude und Kunstwerke liebevoll in Stand. Und das beeindruckt uns ebenso wie die Kunstschatze selbst: dass es noch Menschen gibt, die derart langwierige, diffizile Arbeiten für Gotteslohn ausführen. Aber vielleicht ist das gerade an einem so entlegenen und einsamen Ort möglich wie dieser Insel, auf der Zeit noch keine Handelsware ist. Im Paradies eben.

Gar nicht so leicht, sich vom Bann dieser heilen und heiligen Welt zu lösen und in den Bordalltag zurückzukehren. Die Reise neigt sich bei viel Sonne und wenig Wind dem Ende zu: Kodiak City. Wir sind angekommen.

Im Büro des Small Boat Harbor erkennt uns nach all den Jahren nicht nur der Computer wieder, in dem „Freydis“ noch gespeichert ist, auch die Bürodamen begrüßen uns wie alte Bekannte. Es ist, als wären wir gar nicht weg gewesen.